

(Nachdruck verboten.)

79)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Der General war nicht wohl und empfing nicht. Rechljudow bat trotzdem den Lakaien, seine Karte zu übergeben, und der Lakai kehrte mit der günstigen Antwort zurück:

„Ich soll bitten.“

Der Flur, der Lakai, eine Ordonanz, die Treppe, der Saal mit glänzend gebohnem Parkett — alles das war ähnlich wie in Petersburg, nur etwas schmutziger und unpöflicher. Rechljudow wurde in das Arbeitszimmer geführt.

Der General, ein aufgedunsener, vollblütiger Mensch mit einer Kartoffelnase und vorstehenden Knoten, kahlem Schädel und Säcken unter den Augen, saß im tartarischen seidnen Schlafrock da und trank mit einer Zigarette in der Hand Thee aus einem Glase in silbernem Einsatz.

„Guten Tag, mein Freund. Entschuldigen Sie, daß ich Sie im Schlafrock empfangen, immer besser als gar nicht,“ sagte er und schlug den Schlafrock um seinen dicken, hinten faltig gerunzelten Hals zusammen. „Ich bin nicht ganz wohl und gehe nicht aus. Was führt Sie denn in unsre weltferne Gegend?“

„Ich habe eine Sträflingsabteilung begleitet, in der eine mir nahestehende Person ist,“ sagte Rechljudow, „und bin nun gekommen. Euer Exzellenz teils wegen dieser Person und dann noch in einer andern Angelegenheit zu bitten.“

Der General zog sich zusammen, schlürfte Thee, löschte die Zigarette an einem Malachitfächer aus und hörte ernst zu, ohne die schmalen, schwimmenden, glänzenden Augen von Rechljudow abzuwenden. Er unterbrach ihn nur, um zu fragen, ob er nicht rauchen wolle.

Der General gehörte zu jenem Schlage gelehrter Militärs, die eine friedliche Vereinigung von liberalem und humanem Wesen mit ihrem Verstand für möglich halten. Aber als Mensch, der von Natur gut und verständig war, fühlte er sehr bald die Unmöglichkeit solcher friedlichen Vereinigung, und um nicht den inneren Widerspruch zu sehen, in dem er sich beständig befand, ergab er sich immer mehr und mehr der so stark verbreiteten Gewohnheit, viel Wein zu trinken. Er war ganz von Wein durchtränkt. Er brauchte nur irgend eine Flüssigkeit zu trinken, um einen Rausch zu empfinden. Weintrinken war aber für ihn ein solches Bedürfnis, daß er ohne dasselbe nicht leben konnte. Nur morgens, gerade zu der Zeit, wo Rechljudow ihn traf, war er einem vernünftigen Menschen ähnlich und konnte verstehen, was man zu ihm sagte, und mehr oder weniger glücklich durch die That ein Sprichwort bewahrheiten, das er gern gebrauchte: „Betrunken und doch verständig, trägt zwei Seelen inwendig.“ Die höchsten Behörden kannten sein Laster, aber er war trotzdem gebildeter als andre — obgleich er in seiner Bildung auf dem Fleck stehen blieb, wo ihn seine Trunkenheit erwischte — war kühn, geschickt und repräsentierte und verstand auch im trunkenen Zustande sich taktvoll zu benehmen. Deswegen war er ernannt worden und wurde auch auf dem Posten gehalten, den er bekleidete.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Rechljudow erzählte dem General, daß die Person, die ihn interessierte, ein Weib sei, daß sie unschuldig verurteilt wäre und daß ihretwegen eine Bittschrift allerhöchsten Orts eingereicht worden sei.

„So-o? Nun und?“ sagte der General.

„Man hat mir in Petersburg versprochen, ich sollte Nachricht über das Schicksal dieser Frau nicht später als diesen Monat und hierher erhalten.“

Ohne die Augen von Rechljudow abzuwenden, streckte der General die Hand mit den kurzen Fingern nach dem Tisch aus, klingelte und fuhr fort, schweigend zuzuhören, indem er mit der Zigarette qualmte und besonders laut hustete.

„So möchte ich wohl bitten, wenn es möglich ist, dieses Weib so lange hier zu behalten, bis die Antwort auf das eingereichte Gnadengesuch eintrifft.“

Ein Diener, ein Burche in Uniform, trat ein.

„Frag, ob Anna Bassiljer: na aufgestanden ist,“ sagte der General zu dem Burchen — „und bring' noch Thee. Sonst noch etwas?“ wandte sich der General an Rechljudow.

„Meine zweite Bitte,“ fuhr Rechljudow fort, „betrifft einen politischen Gefangenen, der in derselben Abteilung marschiert.“

„So, so!“ sagte der General, bedeutungsvoll mit dem Kopf nickend.

„Er ist schwer krank — ein Sterbender. Und man wird ihn wahrscheinlich hier im Krankenhaus zurücklassen. Da möchte eine von den weiblichen politischen Gefangenen bei ihm bleiben.“

„Ist sie ihm fremd?“

„Ja, aber sie ist bereit, ihn zu heiraten, wenn nur das ihr die Möglichkeit verschafft, bei ihm zu bleiben.“

Der General schaute mit seinen glänzenden Augen unerblickt geradeaus und schwieg, offenbar im Wunsche, seinen Nachbar durch den Blick in Verwirrung zu bringen; dabei rauchte er fortwährend.

Als Rechljudow geendet hatte, nahm der General ein Buch vom Tisch und fand bald, indem er geschwind die Finger beleckte, mit denen er die Seiten umblätterte, den Artikel über die Ehe und las ihn durch.

„Wozu ist sie verurteilt?“ fragte er, die Augen von dem Buch erhebend.

„Sie — zu Zwangsarbeit.“

„Nun, so kann die Lage des Verurteilten infolge seiner Ehe keine Besserung erfahren.“

„Ja, aber . . .“

„Erlauben Sie. Selbst wenn ein Freier sie heiratete, müßte sie trotz alledem genau so ihre Strafe abbüßen. Hier ist die Frage: wer erträgt die schwerere Strafe — er oder sie?“

„Sie sind beide zu Zwangsarbeit verurteilt.“

„Nun, dann sind sie quitt“, sagte der General lachend.

„Was ihm geschieht, geschieht auch ihr. Ihn kann man wegen seiner Krankheit hier lassen,“ fuhr er fort; „und natürlich wird alles gethan, was zur Erleichterung seines Loses möglich ist; aber sie kann, auch wenn sie ihn heiraten würde, nicht hier bleiben.“

„Frau Generalin trinken Kaffee,“ meldete der Diener.

Der General nickte mit dem Kopf und fuhr fort:

„Uebrigens denke ich noch nach. Wie sind ihre Namen? Schreiben Sie sie hier auf.“

Rechljudow schrieb die Namen auf.

„Auch das kann ich nicht,“ sagte der General zu Rechljudow, auf seine Bitte, den Kranken sehen zu dürfen. „Ich habe natürlich keinen Argwohn gegen Sie,“ sagte er, „aber Sie interessieren sich für diese und andre, und Sie besitzen Geld. Hier bei uns ist aber alles käuflich. Wie kann ich einen Menschen fünftausend Werst weit beaufsichtigen? Er ist da Selbstherrscher. Gerade so wie ich hier,“ und er lachte.

„Sie haben sogar mit politischen Gefangenen gesprochen, haben Geld gegeben, und dann hat man Sie eingelassen?“ fragte er lächelnd. „Ist es so?“

„Ja, das ist wahr.“

„Ich verstehe, daß Sie so handeln mußten. Sie wünschten einen politischen Gefangenen zu sehen. Er thut Ihnen leid. Der Aufseher aber oder Eskortefeldat nimmt Geld, weil er acht Groschen Sold erhält und Familie hat — da kann er gar nicht anders als nehmen. Ich an seiner und an Ihrer Stelle würde genau so handeln, wie Sie und er. Auf meiner Stelle aber erlaube ich mir nicht, auch nur ein wenig vom Buchstaben des Gesetzes abzuweichen, gerade weil ich ein — Mensch bin und mich von Mitleid hinreißen lassen kann. Ich bin aber ein Vollstrecker; man hat mir unter bestimmten Bedingungen Vertrauen geschenkt, und ich muß dieses Vertrauen rechtfertigen. Nun, also diese Frage wäre erledigt. Jetzt, mein Herr, erzählen Sie mir, was man bei Ihnen in der Residenz macht?“

Und der General begann zu fragen und zu erzählen, offenbar in dem zwiesfachen Wunsche, Neuigkeiten zu erfahren und seine ganze Bedeutendheit und seine Humanität zu zeigen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nun, also die Sache ist so: bei wem wohnen Sie? Bei Dütschhoff? Nun, da ist's auch häßlich. Kommen Sie zum

Revolution und Reaktion in England.

Von Victor Hugo.*)

Mittageffen," sagte der General, als er Nechjudow entließ, „um fünf Uhr. Sie sprechen englisch?“

„Natürlich.“

„Nun, das ist schön. Sehen Sie, da ist ein Engländer angekommen, ein Reisender. Er studiert die Deportation und die Gefängnisse in Sibirien. Also der wird bei uns zu Mittag essen, und Sie kommen auch. Wir essen um fünf, und meine Frau verlangt Pünktlichkeit. Ich werde Ihnen dann auch Antwort geben, wie man mit dem Weibe verfährt und ebenso bezüglich des Kranken. Vielleicht ist es möglich, jemand bei ihm zu lassen.“

Nachdem Nechjudow sich von dem General verabschiedet, fuhr er in besonders erregter, unternehmender Stimmung zur Post.

Das Postamt war ein niedriges Zimmer mit einem Gewölbe; hinter einem Pult saßen die Beamten und gaben den sich drängenden Leuten die Postfächer heraus. Ein Beamter, der den Kopf auf die Seite geneigt hatte, stampfte mit einem Stempel unaufhörlich auf geschickt herangeschobene Couverts. Nechjudow ließ man nicht lange warten, nachdem man seinen Namen erfahren; er erhielt sofort eine ziemlich große Korrespondenz. Nach Empfang seiner Briefe trat Nechjudow zu einer hölzernen Bank, auf der ein Soldat, der auf etwas wartete, mit einem Buche saß, und setzte sich neben ihn, indem er die erhaltenen Briefe durchsah. Unter ihnen war ein eingeschriebener Brief — ein schönes Couvert mit sorgsam geprägtem Siegel aus hellrotem Siegelack. Er erbrach das Couvert, und als er einen Brief von Seljounin mit irgend einem amtlichen Papier erblickte, fühlte er, daß ihm das Blut ins Gesicht strömte und sich sein Herz zusammenzog. Das war die Entscheidung in Katjuschas Angelegenheit. Wie war diese Entscheidung? Wirklich eine Ablehnung? Nechjudow durchflog eiligst das mit feinen, schwer entzifferbaren, festen, gezackten Zügen Geschriebene und atmete froh auf. Die Entscheidung war günstig.

„Lieber Freund!“ schrieb Seljounin. „Unsre letzte Unterhaltung hat in mir einen starken Eindruck hinterlassen. Du hattest recht in Bezug auf die Maslowa. Ich habe den Prozeß aufmerksam durchgesehen und gefunden, daß eine empörende Ungerechtigkeit an ihr verübt ist. Gutmachen konnte man das nur in der Kommission für Gnadengesuche, an die Du Dich auch gewandt hast. Es glückte mir, die Entscheidung der Sache dort zu erwirken, und hier schicke ich Dir eine Abschrift der Begnadigung an die Adresse, die mir die Gräfin Zekaterina Iwanowna gegeben hat. Das Original ist an den Ort geschickt, wo sie während der Gerichtsverhandlung inhaftiert war und wird wahrscheinlich sofort an die sibirische Hauptverwaltung gesandt. Ich drücke Dir freundschaftlich die Hand. Dein Seljounin.“

Der Inhalt des Papiers selbst war folgender: „Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät zur Annahme von Gnadengesuchen an den Allerhöchsten Namen. Die und die Prozeßverhandlung. Die und die Abteilung, das und das Datum, Jahr. Auf Geheiß des Chefs der Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät zur Annahme von Gnadengesuchen an den Allerhöchsten Namen wird hiermit der Kleinbürgerin Zekaterina Maslowa kundgethan, daß Seine Kaiserliche Majestät nach Höchsthör gehaltenem Allerunterthänigstem Vortrage in gnädigem Willfahren der Bitte der Maslowa Allerhöchst zu befehlen geruht haben, ihre Zwangsarbeit in Ansehung in einem nicht sehr entfernten Teil Sibiriens unzuändern.“

Diese Nachricht war eine freundige und wichtige: es war alles eingetroffen, was Nechjudow für Katjuscha und für sich selbst wünschen konnte. Allerdings stellte diese Aenderung ihrer Lage eine neue Komplikation in dem Verhältnis zu ihr dar. So lange sie Zwangsarbeiterin blieb, war die Ehe, die er ihr anbot, eine fittive und hatte nur insofern Bedeutung, als sie ihre Lage erleichterte. Jetzt stand aber ihrem Zusammenleben an einem Ort nichts mehr im Wege. Und darauf war Nechjudow nicht vorbereitet. Außerdem ihr Verhältnis zu Simonson? Was bedeuteten ihre gestrigen Worte? Und wenn sie nun einwilligte, sich mit Simonson zu vereinigen, war das gut oder schlecht? Er konnte auf keine Weise mit diesen Gedanken zurechtkommen und begann jetzt nicht weiter darüber nachzudenken. „Alles das wird sich später entscheiden“, dachte er, „jetzt ist es nötig, sie so schnell wie möglich zu sehen, ihr die frohe Neuigkeit mitzuteilen und sie in Freiheit zu sehen.“ Er glaubte, die Kopie, die er in Händen hätte, wäre hierfür genügend. Und er trat aus dem Postamt heraus und hieß den Kutscher nach dem Gefängnis fahren. (Fortsetzung folgt.)

Niemals war eine Lage klarer und entschiedener als die von 1660. Niemals war dem Gutgesinnten sein Verhalten deutlicher vorgezeichnet.

England war Cromwell los. Unter der Republik waren viele Unregelmäßigkeiten vorgekommen. Man hatte das englische Uebergewicht geschaffen; man hatte mit Hilfe des dreißigjährigen Krieges Deutschland gemeißelt, mit Hilfe der Fronde Frankreich gedemütigt, mit Hilfe des Herzogs von Braganza Spanien verkleinert.

Man hatte das Festland erzittern gemacht, den Frieden vorgeschrieben, den Krieg beschlossen, die englische Fahne auf allen Höhen aufgezogen; ein einziges Regiment Cromwells, die „Eisenschienen“, hatte für den Schreden Europas die Wucht einer Armee; Cromwell sagte: „Ich will, daß man vor der englischen Republik Ehrfurcht habe, wie vor der römischen“; es gab nichts Unantastbares mehr; das Wort war frei, die Presse war frei; man sagte auf offener Straße was man wollte; das Gleichgewicht der Throne war zerstört; die ganze monarchische Ordnung Europas, zu welcher die Stuarts gehört hatten, war umgestürzt worden. Endlich hatte man diese gehässige Regierung vom Hals, und England erhielt Verzeihung.

Der nachsichtige Karl II. hatte die Erklärung von Breda erlassen. Er hatte England huldreich bewilligt, eine Epoche zu veressen, wo der Sohn eines Bräuers von Huntington den Sechzehnten den Fuß auf den Nacken setzte. England war reinig und atmete auf. Der Jubel war, wie gesagt, vollständig, und der Galgen der Königsräuber vernehrte noch die allgemeine Freude. Eine Restauration ist ein Lächeln; aber ein wenig Hochgericht steht ihm gut, und das öffentliche Gewissen muß befriedigt werden. Der Geist der Unbotmäßigkeit war gewichen; das Königtum begründete sich aufs neue. Ein guter Unterthan sein, war von nun ab der einzige Ehrgeiz. Man war von den Thorheiten der Politik zurückgekommen, man verunglimpft die Revolution, man spottete über die Republik und über jene sonderbaren Zeiten, in denen man stets hochtönende Wörter wie Recht, Freiheit, Fortschritt im Munde führte, man lachte über solchen Schwulst. Die Rückkehr zur Vernünftigkeit war wunderbar; England hatte geträumt. Welches Glück, daß man diese Verirrungen hinter sich hatte. Gab es etwas Unsummiertes? Was sollte daraus werden, wenn der erste beste recht hatte? Kann man sich's denken, daß alle Leute herrschen sollen? Daß ein Stadtwesen von den Bürgern geleitet werden soll? Die Bürger sind ein Gespinn, und ein Gespinn ist der Kutscher nicht. Abstimmen heißt in den Wind reden. Sollen die Staaten in der Luft schweben wie die Wolken? Mit der Unordnung errichtet man die Ordnung nicht. Wenn Chaos Dammesler ist, wird das Gebäude ein Nabel werden. Und was ist übrigens diese sogenannte Freiheit für ein Thaum! Ich will mich amüsieren und nicht regieren. Abstimmen ist mir langweilig; tanzen will ich. Ein Fürst, der alle Arbeit übernimmt, ist eine Vorsehung. Gewiß, es ist großmütig von diesem König, daß er sich unsertwegen solche Mühe giebt. Und dann ist er darin aufgewachsen; er kennt's. Es ist seine Sache. Was geht Krieg, Frieden, Gesetzgebung, Finanzen die Völker an? Ohne Zweifel muß das Volk bezahlen, ohne Zweifel muß es dienen; aber daran muß es sich genügen lassen. Es hat auch seinen Anteil an der Politik; aus ihm gehen die beiden Mächte des Staats hervor, das Heer und das Budget. Steuerpflichtig sein und Soldat sein, ist das noch nicht genug? Was braucht es mehr; es ist der militärische Arm, es ist der finanzielle Arm. Eine prächtige Rolle. Man regiert anstatt seiner; diese Dienstleistung muß es doch belohnen. Steuern und Civilliste sind ein Gehalt, das die Völker zahlen und die Fürsten verdienen. Das Volk giebt sein Blut und sein Geld, wofür man es leitet. Sich selbst leiten wollen, was für ein wunderlicher Gedanke; ein Führer thut ihm Not. Da das Volk unwissend ist, so ist es blind. Hat der Blinde nicht einen Hund? Nur ist das für das Volk ein Löwe, der König, welcher der Hund zu sein geruht. Welche Güte! Aber warum ist das Volk unwissend? Weil es unwissend sein muß. Die Unwissenheit ist die Wächterin der Tugend. Wo keine Ansichten sind, da ist kein Ehrgeiz. Der Unwissende lebt in einer nützlichen Nacht, die, weil sie den Blick unterdrückt, auch die Begierden unterdrückt. Daher die Unschuld. Wer liebt, denkt, wer denkt, räsonniert. Nicht räsonnieren ist Pflicht. Es ist auch ein Glück. Diese Wahrheiten sind unumstößlich. Auf ihnen beruht die Gesellschaft.

So waren denn die gesunden gesellschaftlichen Grundsätze in England wiederhergestellt. So war die Nation wieder zu Ehren gekommen. Zu derselben Zeit lehrte man zur schönen Literatur zurück.

England erhob sich von der Schmach und der Ausschweifung der Vergangenheit. Es ist ein großes Glück für die Nationen, von der

*) Aus dem Roman „Der Sohn des Rebellen“, der zur Zeit (in neuer Bearbeitung des Victor Hugoschen Romans „Der lachende Mann“) mit den Illustrationen der französischen Originalausgabe in der vom Verlag der Buchhandlung Vorwärts herausgegebenen Romanbibliothek „In freien Stunden“ erscheint.

Monarchie zur Ordnung im Staat und zum guten Geschmack in der Litteratur zurückgeführt zu werden.

Das Glück Englands unter Karl II. war mehr dem Glück, es war ein Raub. Eine Restauration ist ein altes nachgedunkeltes Gemälde, das man neu firmt; die ganze Vergangenheit kommt wieder zu Tage. Die guten alten Sitten zogen wieder ein, die hübschen Frauen herrschten und regierten. Evelyn hat eine Anmerkung darüber; man lies in seinem Tagebuch: „Anzucht, Entweihung, Verachtung Gottes. Ich habe eines Sonntagsabends den König mit seinen Freudenmädchen, der Portsmouth, der Cleveland, der Mazarin und zwei bis drei andren in dem Speisesaal gesehen; sie waren fast alle ganz nackt.“ Man merkt dieser Schilderung die schlechte Laune an; aber Evelyn war auch ein wüthischer, mit lebhafter Schwärmerie behafteter Puritaner. Er wußte das nützliche Beispiel nicht zu würdigen, welches die Könige durch solche große babylonische Lustbarkeiten geben, die übrigens den Luxus nähren. Er verstand die Möglichkeit der Laster nicht. Als Regel gilt: Tottet die Laster nicht aus, wenn ihr reizende Frauen haben wollt. Oder Ihr gleicht jenen Dummköpfen, welche die Haupen zerstören, trotzdem sie für Schmetterlinge schwärmen.

Jakob II. hatte den löblichen Ehrgeiz, ein wirksamer König zu sein; in seinen Augen war die Regierung Karls II. ein bloßer Entwurf zur Restauration. Er wollte eine vollständigere Rückkehr zur Ordnung. Er hatte im Jahre 1600 beklagt, daß man sich beschränkt hatte, nur zehn Königsmörder aufzuhängen. Er war ein wirklicher Wiederhersteller der Autorität. Er kräftigte die ersten Grundsätze; er ließ jene Gerechtigkeit herrschen, die wahre, die sich über empfindlichen Vorschwall erhebt und sich vor allen Dingen die Interessen der Gesellschaft zu Herzen nimmt. An solcher beschließenden Strenge erkennt man den Vater des Staats. Er vertraute den Arm der Gerechtigkeit einem Jefferies und ihr Schwert einem Kirke an. Kirke statuierte ein Exempel über das andre. Dieser nützliche Oberst ließ denselben Mann, einen Republikaner, dreimal hinter einander aufhängen und wieder vom Galgen abnehmen, und fragte jedesmal: „Schwörst Du die Republik ab?“ Da der Verbrecher immer nein sagte, wurde er zuletzt ernstlich erdroffelt. „Ich habe ihn viermal erhängt,“ sagte Kirke befriedigt. Die wieder beginnenden Todesstrafen sind ein starkes Zeichen von Kraft in den herrschenden Gewalten. Lady Lyle, trotzdem sie ihren Sohn in den Krieg gegen Monmouth ausgesandt hatte, wurde hingerichtet, weil sie zwei Rebellen bei sich verborgen hatte. Ein anderer Rebell, der so anständig gewesen war, auszusagen, daß eine Wiedertäuferin ihm Zuflucht gewährt hatte, wurde begnadigt, und die Frau wurde lebendig verbrannt.

Kirke machte ein andres Mal einer Stadt dadurch begreiflich, daß er ihre republikanische Neigung konnte, daß er neunzehn Bürger erhängte. Gewiß eine sehr gerechtfertigte Vergeltung, wenn man bedenkt, daß man unter Cromwell den steinernen Heiligen in den Kirchen Nasen und Ohren abschneidte. Jakob II., welcher Jefferies und Kirke zu wählen verstanden hatte, war ein von wahrer Religion getränkter Fürst; er tastete sich durch die Häßlichkeit seiner Konkubinen; er hörte den Pater la Colombiere, jenen Prediger, der fast ebenso salbungsvoll, aber feuriger war, als der Pater Cheminai, und der den Ruhm hatte, in der ersten Hälfte seines Lebens der geistliche Rat Jakobs II. gewesen zu sein, und in der zweiten Marie Alacoque begeistert. Dank dieser starken religiösen Speise konnte Jakob II. später mit Würde die Verbannung ertragen und in seiner Zurückgezogenheit in Saint-Germain das Beispiel eines dem Unglück überlegenen Königs geben, der mit Ruhe Kröpfe heilte und mit Jesuiten verkehrte.

Kleines Heuiletou.

ek. Aus der Geschichte der Berliner Pferderennen. Einer Zusammenstellung dessen, was sich über die Geschichte der Berliner Pferderennen beibringen läßt, die H. Meyer unlängst im „Vär“ gegeben, entnehmen wir folgendes: Bereits zur Zeit des Kurfürsten Johann Cicero fanden neben Jagden und Turnieren bei Hofe, an denen die Bürger als Zuschauer sich ergötzen, auch die nachweisbaren ersten Pferderennen statt. So erließ der damals in Arneburg (in der Altmark) weilende Kurfürst am Dienstag nach Jubilate (22. April) 1494 eine Verordnung an den Rat von Berlin und Kölln, die in der Uebersetzung wörtlich lautet: „Lieben Getreuen. Euer Schreiben haben wir vorkern, und ist unsre Meinung, daß die Ausschreiben an die von Leipzig und anderswo von denen zu Berlin und Kölln geschehen; doch daß die von Berlin das Rennen der Pferde zu Berlin halten.“ In der Folge wird erst wieder aus der Zeit des prunkliebenden Kurfürsten Joachim II., an dessen Hoflager glänzende Feste einander jagten, ausführlicher von Wetrennen berichtet; sie fanden alljährlich am Frohnleichnamstage statt, und sowohl Edelleute wie Bürger traten als Preisbewerber auf. Der erste, der auf dem Pferd das Ziel erreichte, erhielt als Preis einen mit bunten Bändern und Blumen festlich geschmückten Ochsen, der zweite ein Schwert; der dritte aber bekam unter großem Jubel der Zuschauer ein — Schwein. Auch Fremden war es gestattet, an den Wetrennen als Mitwirkende sich zu beteiligen, und oftmals sollen Polen auf ihren stinken Pferden, zum großen Verdruß der Berliner, den Sieg davon getragen haben. Bis zum Jahre 1791 liegen keine weiteren Nachrichten vor. An einem Juli-Vormittag jenes Jahrs fand gelegentlich der Vermählung des Herzogs von York mit der Prinzessin Friederike von Preußen in

Berlin ein Rennen statt, und zwar auf dem Manöver- (Tempelhofer) Feld. Dann wird erst im Jahr 1890 die „Lustbarkeit“ des Pferderennens wieder erwähnt, nachdem 1828 der mit Korporationsrechten ausgestattete „Verein für Pferdezucht und Dressur“ ins Leben getreten war. Die Mitglieder bestanden größtenteils aus Gutsbesitzern, Militärs und Civilbeamten oder solchen Privatpersonen, die mit der Neigung für diesen Zweig inländischer Kultur zugleich die Mittel verbanden, thätig für ihn wirken zu können. An dieser „Lustbarkeit“, die sich den beiden Hauptfesten des Stralauer Festszugs und des Schützenplatzes anschloß, nahmen alle Personen teil, die „bei jenem Hauptzweck ein Interesse hatten“. Dabei wurden, wie es weiter heißt, alle Gebräuche beobachtet, die bei solchen Festlichkeiten herkömmlich sind — jedenfalls noch mit Ausschluß der heutigen „Buchmacher“. Anfänglich befand sich der Rennplatz auf dem Terrain des Ritterguts Lichterfelde. Von dort wurde er 1835 nach dem zwischen der Chaussee und der Potsdamer Eisenbahn sich ausbreitenden Teile des Tempelhofer Feldes verlegt; die Vereinsrennen wurden jährlich zur Wollmarktzeit, im Juni, veranstaltet. Nach dem Entfallen der Anhalter Bahn im Jahre 1840 fanden die Rennen bis zum Jahre 1867 auf dem östlichen Teile des Feldes statt; „Wauern-Rennen“ (zu Fuß) schloffen sich ihnen an. 1867 erfolgte die Auflösung des Vereins, dessen Mitglieder in den „Unionsklub“ übertraten. Darauf wurden die Rennen nach Hoppegarten verlegt. —

— Die Kluge „Lora“. Nach dem „Tierfreund“ berichtet die „Frankfurter Zeitung“: Frau Fodorocz von Fodrovec in Graz besitzt einen Papagei, den sie selbst abgerichtet hat, so daß er allerliebst spricht und sogar die Arie: „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter gefügt“, mit Klavierbegleitung singt. Der Papagei dürfte heilfänglich 6 bis 7 Jahre alt gewesen sein, als er in den Besitz seiner Herrin gelangte. Es ist eine Nothug-Amazonen, die aus Südamerika stammt. Anfangs war das Tier besonders unbändig und sehr böse. Nur durch ausdauernde Geduld und liebevolle Behandlung wurde es schließlich zahm. Allein erst nach zwei Jahren gelang es, den Papagei zum Sprechen zu bringen; dann lehrte ihn seine Besitzerin, Lieder auf Befehl zu singen und auf Fragen passende Antworten zu geben. Dies dauerte ungefähr drei Jahre. Jetzt folgt „Lora“ aufs Wort, spricht, singt und giebt auf die gestellten Fragen sogleich Antwort, so oft und zu welcher Stunde es auch sei. Merkwürdig ist es, daß der Papagei unangefordert niemals spricht. Hier einige „Fragen und Antworten“ des klugen Tieres: „Was sagt man, wenn jemand seinen Namens-tag feiert?“ — „Ich gratuliere.“ „Soll Mama ausgehen?“ — „Adieu, Mama.“ „Will Vorchon etwas zum Essen haben?“ — „Bitte, bitte, Stück Zucker haben.“ — Nun wollen wir mal singen: „Alle meine Enten schwimmen auf der See, Kopf im Wasser, Schwanz in die Höh!“ — „Höre 'mal! Nun kommt Papa.“ „Mama krank!“ (weint). „Leo, Leo, geh' raus!“ (pfeift dem Hund). Auf Anstoßen: „Wer ist da?“ „Mama, wer ist da?“ — „Großpapa, Kuku, Kuku, Emma, Margareta, Frida, Jda.“ „Dora, bring' Kaffee rein!“ — „Wollen wir noch was singen?“ — „Ja, ja, will Mama mitsingen?“ „Frisch auf, frisch auf, wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal!“ „Klingel, Klingel, Rosen, Aprikosen, Rosen und Vergißmeinnicht, keine Kinder setzen sich.“ — „Tüdel, Tüdel, morgen kommt die Tante, bringt mir einen Sack voll Tüdel, Tüdel, und ich sage danke.“ — Der Papagei wurde im Jahre 1898 in Graz ausgestellt und bekam damals bei der Tierzucht-Ausstellung zur großen Freude seiner Besitzerin den ersten Preis. —

Physiologisches.

— Experimenteller Nachweis der Blutsverwandtschaft. Ein Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ schreibt: Bekanntlich ist das Blut der einen Tierart, wenn man es in den Blutkreislauf eines nicht verwandten Tieres bringt, für letzteres ein Gift. Nach der Einführung fremden Blutes erkranken die Tiere unter Fiebererscheinungen und gehen in zahlreichen Fällen zu Grunde. Das eingespritzte Blut wird in den Adern des andern Tieres vollständig aufgelöst; ein ergiebiger Austausch des Blutes ist nur möglich zwischen Vertretern ganz nahe verwandter Arten. Wird durch entsprechende Anordnung ein Blutaustausch z. B. zwischen Kaze und Kaninchen ermöglicht, so gehen beide in wenigen Minuten zu Grunde, während eine Kaze mit einer andern und ein Kaninchen mit einem andern durch Gefäßverbindung ohne gegenseitigen Schaden ihr Blut vermischen können. Die Schlussfolgerung daraus ist also, daß innerhalb derselben Tierfamilie das Blut physiologisch und chemisch nicht merkbar verschieden ist, daß dagegen die einzelnen Unterordnungen eine ergiebige Blutmischung nicht mehr gestatten, die zwischen Gliedern verschiedener Gattungen noch viel weniger möglich ist. Weder löste Mäusejerkum Nattenblutkörperchen noch Nattenblutserum Mäuseblutkörperchen auf; Gase und Kaninchen können eine ergiebige gegenseitige Blutmischung vertragen. Also getrennte Familien, gesondertes Blut: Hund, Fuchs, Wolf gestatten ergiebigen Blutaustausch, nicht aber Blut von Hund und Kaze; die zoologische Familie bildet die Grenze der gleichartigen Blutarten. Beim Menschen kann das Blut keiner Tierart das Menschenblut vertreten, wie die Ueberleitungsversuche nach Verblutung, Kohlenoxydvergiftung usw. ergeben haben. Menschliches Blutserum löst die roten Blutkörperchen aller Tiere auf, vom Kal angefangen bis zu den niederen Affen. Aber wie ist es mit den menschenähnlichen, sogenannten anthropomorphen Affen? Unter diesen finden wir so nahe Blutsverwandtschaft mit dem Menschen, daß die

Blutarten sich gegenseitig nicht mehr zerstören, sondern als gleichartig angesehen werden können. Die Blutscheiden des Orang-Utans und des Gibbon verhalten sich im menschlichen Blutserum nicht anders als die menschlichen Blutscheiden. Ein Schimpanse, dem 25 Kubikcentimeter faserfreien menschlichen Bluts in den Kreislauf zugeleitet worden waren, zeigte hernach keine Erscheinungen, die darauf schließen ließen, daß ein Teil des eingeführten Bluts in seinen Adern aufgelöst worden wäre. Wenn die gegebenen Verhältnisse bisher auch nur eine beschränkte Anzahl von Versuchen gestatteten — diese hochstehenden Affen sind bei uns sehr seltene Tiere — so geht doch daraus hervor, daß kein anderes Tier mit seinem Blut dem Menschen so nahe steht, wie die anthropomorphen Affen. Es besteht danach also tatsächlich eine physiologische Blutsverwandtschaft zwischen beiden. Und die ganze Reihe dieser Blutprüfungen zeigt, daß die chemische oder physiologische Ähnlichkeit des Bluts parallel läuft mit der Ähnlichkeit in der Gestaltung.

Aus dem Tierleben.

— Die wirtschaftliche Bedeutung von Insektenwanderungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten hat Leopold Krüger im Auftrage des entomologischen Vereins zu Stettin zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, deren Ergebnisse von allgemeinem Interesse sind. Viele Insekten, führt er nach der „Köln. Volksztg.“ aus, sind ohne Zweifel von alters her beiden Ländern gemeinsam, andre durch Menschen und Gegenstände von dem einen in das andre Land übertragen worden. Keigstlichen Gemütern mag es zur Beruhigung dienen, daß die Vereinigten Staaten bei diesem Tausch am schlechtesten vorgekommen sind. Denn während man sich bei uns meist vergeblich nach Schädlingen umsieht, die von dort herübergekommen, sich hier acclimatisiert haben, sind zahlreiche, aus Deutschland und Mitteleuropa eingewanderte Insekten in den Vereinigten Staaten zu einer solchen Plage herangewachsen, daß der Kampf des Menschen zu ihrer Vertilgung sich als ohnmächtig erwiesen hat. Zur Erklärung dieser Erscheinung haben die Entomologen mancherlei Gründe vorgebracht. Keley meint allen Ernstes, die Fauna und Flora Amerikas, einer älteren Periode angehörend als die der alten Welt, hätten den für die Neuzeit besser ausgerüsteten und entwickelten europäischen Eindringlingen ebensovienig widerstehen können wie die rote Masse der weißen. Wehe den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragend, führen andre die größere Schädlichkeit der eingeführten Insekten auf günstigere Lebensbedingungen, die sie in Amerika finden, auf das Fehlen der Parasiten, die sie in Europa im Schach halten, auf die in größerem Maßstabe betriebene Bewirtschaftung, die ihre rechtzeitige Entdeckung und Bekämpfung hindert, und andre Ursachen zurück. Ohne die Verechtigung der angeführten Gründe zu bestreiten, sieht der Verfasser die tiefer liegende Ursache, worauf auch deutsche und amerikanische Entomologen vereinzelt hingewiesen haben, lediglich in den klimatischen Verhältnissen und der Bodenbeschaffenheit, die für die Entwicklung der Insekten in Amerika tatsächlich bedeutend günstiger sind als in Europa, wie an der Hand statistischer Tabellen dargethan wird. Aus den Abschnitten über die Schädlinge, die nach der gewöhnlichen Annahme als Gastgeschenke Amerikas gelten, mögen noch einige Behauptungen hier folgen. Die San José-Schildlaus hat in Amerika ungeheuren Schaden angerichtet und ist seit den siebziger Jahren wiederholt in Stettin und Hamburg auf eingeführtem Obst, dagegen nie bis jetzt auf in Deutschland gezogenem Obst oder Obstbäumen festgestellt worden. Gegen ein schädliches Auftreten des Insekts sei Deutschland durch sein Klima gesichert. Aus gleicher Ursache drohe uns vom Colorado Käfer (Starkoffelkäfer), der in Amerika ein Schrecken der Landwirte geworden ist, nicht die bisweilen in düstern Farben ausgefaltete Gefahr. Sei seine Schädlichkeit schon in Amerika auf gewisse klimatische Grenzen beschränkt, so werde er bei uns, wo er außer in der Sommerzeit schwer fortkomme, durch das viel ungünstigere Klima derart in Schranken gehalten, daß er nie großen Schaden anrichten könne. Die Mehltau ist zweifellos schädlich, und da ist die Frage nach ihrer Herkunft von geringem Belang. Vielleicht war sie schon längst bei uns heimisch und hat sich erst durch unrichtige Nebenkultur, Weibehaltung tragmüder Sorten, falsche Düngung usw. zu einem gefährlichen Insekt entwickelt. Nämlich um dieselbe Zeit, wo in Amerika die Gallenlaus entdeckt wurde, trat hier die Wurzellaus auf. Jene wird auch heute fast ausschließlich auf amerikanischen, diese vorwiegend auf europäischen Neben gefunden. Nach Würdigung des gesamten Materials kommt Verfasser mit andern Forschern zu dem Schluß, daß der europäische Weinbau durch Anwendung amerikanischer Neben auch mit der Nebenlaus erfolgreich betrieben und daß die Phylloxera in Nord- und Mitteldeutschland wegen des kälteren Klimas nie so gefährlich werden könne als in den günstiger gelegenen Mittelmeerländern.

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Traubenzucker aus Holz. Eine bedeutende Erfindung hat nach der „Technischen Rundschau“ der Chemiker Professor A. Claffen in Aachen gemacht. Bekanntlich kann man Cellulose, im besondern aber die als Sägemehl sehr billig zu habende Holzfasern, durch Behandlung mit Schwefelsäure in Traubenzucker umwandeln. Die Holzfasern sind in konzentrierter Schwefelsäure unter Bildung von Holzschwefelsäure löslich, beim Erwärmen dieser Lösung

wird Holzdextrin gebildet, welches nach dem Verdünnen mit Wasser und nach längerem Kochen in Dextrose (Traubenzucker) umgewandelt wird. Man hat die verschiedensten Variationen dieser Reaktion anzuwenden versucht, um Holzfasern in Form der Sägespäne zu invertieren (in Traubenzucker umzuwandeln) und die invertierte Lösung in Alkohol überzuführen. Führt man die Inversion der Holzfasern bei Abwesenheit von verdünnter Schwefelsäure aus, so entstehen Nebenprodukte, welche nicht allein die technische Reinigung des Zuckers verhindern, sondern auch seine Vergärung ganz erheblich verzögern oder unmöglich machen. Claffen hat nun gefunden, daß man bei Anwendung einer Schwefelsäure von der Konzentration der käuflichen Kammeräure die Ueberführung der Sägespäne in Zucker leicht und rasch mit guter Ausbeute unter besonderen Verarbeitungsbedingungen erzielen kann. Vermengt man 1 Gewichtsteil halbtrockener Sägespäne, die etwa 15 Proz. Wasser enthalten, mit etwa 3/4 Gewichtsteilen Schwefelsäure, so entsteht eine mehr oder weniger grün gefärbte Masse, in welcher sich durch Ansäuern mit Wasser von gewöhnlicher Temperatur Zucker nicht nachweisen läßt. Ueßt man aber auf diese mit Schwefelsäure vermischten Holzspäne einen Druck aus, welcher mittels einer hydraulischen Presse hervorgebracht wird, so vollzieht sich eine chemische Reaktion, was sich darin zeigt, daß Wärme auftritt und daß die grüne Masse sofort in ein dunkles, scheinbar verholtes Produkt übergeht. Zieht man dieses Produkt mit Wasser von gewöhnlicher Temperatur aus, so erhält man eine sehr starke Zuckereaktion. Messende Untersuchungen haben ergeben, daß durch die erwähnte Druckwirkung bereits die größte Menge der Holzfasern in Dextrose übergeführt wird, und daß die gepresste Masse außer Dextrose noch Produkte enthält, welche zwischen Dextrin und Dextrose stehen. Nach Hinzufügen von 4 Teilen Wasser auf 1 Teil des ursprünglich angewendeten Materials genügt ein etwa halbstündiges Kochen im offenen Gefäß, um die vollständige Ueberführung in Dextrose zu bewirken. Läßt man eine verdünntere Säure auf Sägespäne unter denselben Bedingungen einwirken, so vollzieht sich eine ähnliche Reaktion wie beschrieben, jedoch ist die Ausbeute an Dextrose geringer. Die Lösung ist frei von denjenigen Zersetzungsprodukten, welche die Gärung hemmen. Hierdurch unterscheidet sie sich wesentlich von denjenigen, welche nach dem bisherigen Verfahren erhalten werden. Tatsächlich vergärt der nach Claffen's Verfahren erhaltene Zucker in derselben Zeit wie der reinste Traubenzucker des Handels.

Humoristisches.

— Nach der Trauung. Er: „... Da wären wir also einstweilen Mann und Frau!“

— Gute Reparatur. Lieutenant: „Ist mein Rad nun gründlich gereinigt und waren Sie auch vorsichtig beim Auseinandernehmen, daß kein Teil verloren ging?“

Bursche: „Gewiß, Herr Lieutenant! Es sind mir sogar mehr als ein halbes Duzend Stücke übrig geblieben.“

Zeitgemäße Variation.

Legt auf den Tisch die Bibel und die Beden,
Den Koran auch — heut ist ein Weibetag,
Und laßt uns wieder miteinander reden,
Wie einst im Haag!

Das „Gelbe Meer“ ist „rot“ gefärbt vom Blute,
Wald ist die Stadt ein großer Sarkophag,
Und eurig ist uns wiederum zu Mute,
Wie einst im Haag!

Stürmt los! — Laßt spielen die Hauptigen! —
Die Schwarzbezopften fälle Schlag auf Schlag!
Dann laßt uns einig bei einander sitzen,
Wie einst im Haag! („Jugend“.)

Notizen.

— Die Berliner Secessionsbühne brachte in Wien Erich Schlaifers „Ginrich Lornsen“ zur Aufführung und erzielte damit einen Erfolg, der sich nur zum Schluß etwas abwärts wachte. Die Darsteller wurden sehr beifällig ausgezeichnet, namentlich der Träger der Titelrolle, Herr Gregori.

— Emile Vergerat hat für die Comédie Française ein historisches Schauspiel in fünf Akten geschrieben, welches „Die Pompadour“ betitelt ist.

— Die frühere Nachricht, daß der bisherige Regisseur der Münchener Oper, Herr Anton Fuchs, zu Leploß's Nachfolger an der Berliner Hofoper bestimmt sei, wird nun wieder dementiert.

— Die Stadtverordneten in Leipzig haben in ihrer letzten Sitzung es abgelehnt, einen Beitrag von 5000 M. für Errichtung eines Denkmals für Johann Sebastian Bach an der Johannisikirche zu gewähren.

u. Palmis als Nahrungsfett. Genaue chemische Untersuchungen ergaben, daß 95 bis 97 Proz. des gesonnenen Palmis auch verdaut werden, ein Verhältnis, welches dem bei Butter gefundenen etwa gleichkommt.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 22. Juli.